

Modernity. Global Histories, London 2017, S. 204–221.

- 3 L. Wildenthal, Race, Gender, and Citizenship in the German Colonial Empire, in: F. Cooper/A. L. Stoler (Hg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 263–279.

Silke Mende: Ordnung durch Sprache. Francophonie zwischen Nationalstaat, Imperium und internationaler Politik, 1860–1960 (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 47), Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2020, 478 S.

Rezensiert von
Jürgen Erfurt,
Frankfurt am Main/Berlin

Dass sich eine Historikerin in einer Habilitationsschrift und schließlich in einer ansehnlichen Buchpublikation des Themas der Frankophonie/Francophonie annimmt, ist mehr als zu begrüßen. Waren es bislang vorrangig Sprach- und Literaturwissenschaftler:innen, weniger häufig auch Geograf:innen, Politik- und Sozialwissenschaftler:innen, die sich für dieses Thema interessierten, so stellte der geschichtswissenschaftliche Zugriff auf das, was später als *francophonie* gesellschaftsgestaltende Bedeutung erlangen sollte, in gewisser Weise ein Desiderat dar. Als neuen Erkenntnishorizont rückt Silke Mende in ihrer Untersuchung über französische Sprache und Kultur drei Perspektiven – die nationalstaatliche, die imperiale

und die internationale – in den Mittelpunkt und analysiert quellen- und archivbasiert ihre wechselseitige Bedingtheit in einer Zeit, die mit gewisser Berechtigung als *francophonie avant la lettre* zu bezeichnen ist. In einem noch weiter gespannten Sinne ordnet sich die geschichtswissenschaftliche Befassung mit französischer Sprache und Kultur sowohl in die mit dem *spatial turn* verbundene Diskussion sozialräumlicher Verflechtungsdynamiken als auch der Rolle von Sprache und Kultur als Ordnungsfaktor in nationalstaatlichen, transnationalen und transkulturellen Prozessen globaler vs./und regionaler Spannweite ein.

Von den sprachpolitischen Ideen der Französischen Revolution zieht die Autorin eine direkte Linie zum eigentlichen Gegenstand des vorliegenden Buchs, der Sprachpolitik in der Zeit von Frankreichs Dritter Republik (1870–1940) und wenige Jahre darüber hinaus bis zur Errichtung der Nachkriegsordnung mit der Gründung der UNO und anderer internationaler Institutionen. Im Zentrum ihres Forschungsinteresses steht die als ideologische Denkfigur und als politisches Projekt zu bezeichnende *francophonie républicaine*, d.h. die Sprachpolitik staatlicher, parastaatlicher und zivilgesellschaftlicher Akteure, die auf Verbreitung und Durchsetzung französischer Sprache und Kultur zielt, und dies sowohl innerhalb Frankreichs als auch nach außen, in Frankreichs kolonialem Imperium wie im Kontext seiner internationalen Beziehungen und dem seiner Staatssprache zugeschriebenen Geltungsanspruch als universeller Sprache. Die Untersuchung erstreckt sich somit auf den Zeitraum vor der Institutionalisierung der *francophonie*, die erst in der Phase der

Dekolonialisierung einsetzte und in der Frankreich über einen Zeitraum von zwei bis drei Jahrzehnten eher nur die dritte Geige spielte, bis sie F. Mitterrand Mitte der 1980er Jahre (wieder) ins Zentrum der macht- und außenpolitischen Ambitionen Frankreichs rückte.

Der Band gliedert sich in zwei Teile mit jeweils vier Kapiteln, die von einer konzisen Einleitung zu Gegenstand, Fragestellung, Forschungsstand, Erkenntnisinteresse und Quellen (S. 1–26) sowie einem Fazit und Ausblick (S. 429–437) gerahmt werden, gefolgt von dem üblichen Apparat mit Literatur, Quellen und Personenregister. Ein Sachregister wäre angesichts der Breite und der Entwicklung der in dem Buch behandelten Aspekte gewiss nützlich gewesen. Soweit grob zur Gliederung; ebenso grobstrichig – und der Differenziertheit der Argumentation gewiss nicht angemessen – seien die großen inhaltlichen Linien skizziert. Der erste Teil des Buchs, „Die Francophonie républicaine: Genese, Akteure, Räume“ (S. 29–190) befasst sich mit den Denkfiguren, Topoi, Argumentations- und Handlungsmustern sowie mit einigen zentralen Akteuren und Institutionen der Sprachpolitik im letzten Drittel des 19. Jhs. bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs, „die für die Entstehung und Wirkmächtigkeit der Francophonie als politischem Projekt zentral waren“ (S. 25). „Obwohl für ihren [die *francophonie républicaine*] Erfolg gerade die zunehmend enge Verzahnung von Staat (Kap. 2), Wissenschaften (Kap. 3) und Zivilgesellschaft (Kap. 4) entscheidend war, werden diese Bereiche heuristisch getrennt voneinander betrachtet“ (ebd.). Der Autorin gelingt es auf diese Weise zu zeigen, wie die Sprachpolitik seit dem letzten Drittel des 19. Jhs.

mit übergreifenden Transformationsprozessen verknüpft war, so mit dem Wandel von Staat und Staatlichkeit unter der Dritten Republik. Als eines der zentralen Felder, die auf eine wachsende sprachliche Homogenisierung des hexagonalen Frankreichs zulaufen, tritt u.a. die republikanische Bildungspolitik Ferryscher Prägung in den Fokus, die exemplarisch anhand der damals benutzten Lehrbücher analysiert und die ihrerseits auch auf die, wenn auch zaghaft und lediglich auf Elitenrekrutierung ausgelegte Elementarbildung in den Kolonien umgemünzt wird. Das Feld der Wissenschaft unterliegt seinerseits tiefgreifenden Veränderungen, die anhand von Befunden aus Philologie bzw. Sprachwissenschaft, Geographie und Geschichtswissenschaft nachgezeichnet werden, Disziplinen also, die sich vor dem Hintergrund der kolonialpolitischen Expansion nicht nur signifikant ausdifferenzieren, sondern mit ihren Diskursen über die „zivilisatorische Mission“, über „Rassen“, „Assimilation“ oder „Assoziation“ und nicht zuletzt über *francophonie* im Sinne von O. Reclus mit befestigen. Abgeschlossen wird der erste Teil des Buchs mit dem Blick auf zivilgesellschaftliche Akteure auf dem Feld der Bildung vor allem in den französischen Mandatsgebieten und Kolonien wie der *Alliance française*, der *Alliance isrelite universelle* und der *Mission laïque française*.

Der zweite Teil des Buchs, „Themen und Spannungsfelder der Francophonie“ (S. 191–428), nimmt die konkrete Ausgestaltung und Weiterentwicklung französischer Sprachpolitik in den Blick und stellt dem Konzept der *francophonie républicaine* – den jeweiligen Analyseebenen von national, imperial und international folgend

– die Konzepte der *francophonie impériale* und *francophonie internationale* zur Seite. Für den Rezensenten stellt dieser zweite Teil, mehr noch als der erste Teil, eine anregende und bereichernde, immer wieder auch fesselnd geschriebene Darstellung von bislang in ihren Zusammenhängen wenig beleuchteten Feldern der Sprachpolitik dar. Zu nennen seien hier lediglich die Ausführungen zur imperialen Sprachpolitik Frankreichs im Kontext seines nach dem Ersten Weltkrieg eingerichteten Völkerbundmandats im Libanon und in Syrien (vgl. Kap. 5). Als andere Seite der Medaille identifiziert die Autorin die Friedenskonferenz von Paris und den Vertrag von Versailles (1919) als Wendepunkt in der Geschichte des Französischen als internationaler und bis dahin auch unbestrittener Sprache der Diplomatie zugunsten einer rasch wachsenden internationalen Geltung des Englischen (vgl. Kap. 6 und weiterführend in Kap. 8 zur Sprachpolitik während und nach dem Zweiten Weltkrieg). Auf ähnlich Weise bemerkenswert fügen sich in dieses Tableau die meist übersehenen oder aber geringgeschätzten Diskussionen über die zeitweilige Konkurrenz zwischen dem Französischen und internationalen Plansprachen wie Esperanto, Ido oder Volapük (vgl. Kap. 6) sowie zur Orthographiereform Anfang des 20. Jhs. ein, mit der sich Fragen der demokratischen und sozialen Teilhabe durch Sprache und ihrer Orthographie als Regulativ für soziale Karrieren verbinden (vgl. Kap. 7). Zu dieser insgesamt äußerst gelungenen und anspruchsvollen Zusammenschau vieler, teils auch unerwarteter Aspekte auf unterschiedlichen analytischen Ebenen gibt es nur wenig Kritisches vorzubringen, von Details einmal abgesehen. Gemessen

daran, dass Sprachpolitik eines der Leitkonzepte der gesamten Forschungsarbeit darstellt, fällt die Diskussion ihres theoretischen Status, aber auch ihrer Akteure, ihrer Gegenstände etc. kaum anders als (zu) knapp und provisorisch aus, zumal der Eindruck entsteht, dass Sprachpolitik eine Angelegenheit staatlicher Akteure sei (vgl. S. 9). Versteht man *francophonie* im Allgemeinen wie auch *francophonie républicaine* nicht nur als analytisches Konzept makrostrukturellen Zuschnitts, richtet sich unweigerlich der Blick auf die Sprachpolitik und Sprachpraxis in Familien, Schulen, Unternehmen, Gewerkschaften usw., womit zugegebenermaßen das Forschungsanliegen einer Historikerin rasch überfrachtet wäre. Zumal damit noch längst nicht ausgelotet wäre, was dies für die Betroffenen dieser Sprachpolitik und deren Sprachpraxis bedeutete. Genauere konzeptuelle Klärung wäre daher von Nutzen gewesen. Mit der theoretischen Auslotung von Sprachpolitik ist ein zweites Problem verbunden. Die an sich sehr begrüßenswerte Ausrichtung der gesamten Untersuchung auf die französische Dritte Republik hat als Kehrseite, dass bei der Lektüre der Eindruck entsteht, die Frankophonie sei ein Geschäft Frankreichs. Dem ist aber nicht so, denken wir nur an die Sprachkonflikte um die Frankophonie in Belgien besonders seit dem letzten Drittel des 19. Jhs., in Kanada, der Schweiz und in anderen französischsprachigen Räumen. Und schließlich stößt sich vermutlich nicht nur der Rezensent als Sprachwissenschaftler an der seriellen Verwechslung der Adjektive sprachlich und linguistisch. Doch, wie schon angedeutet, stellt dieses Buch trotz der genannten theoretischen Unebenheiten einen großen Wurf dar, der

nicht nur Historiker:innen, sondern auch Sprach- und Kulturwissenschaftler:innen unbedingt zur Lektüre empfohlen sei.

Jochen Lingelbach: On the Edges of Whiteness. Polish Refugees in British Colonial Africa During and After the Second World War, New York/Oxford: Berghahn, 2020, 292 S.

Rezensiert von
Markus Krzoska, Gießen

Ungeachtet der Tatsache, dass in den angloamerikanischen Kulturwissenschaften, und mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung auch in den deutschen, die Untersuchung als global konzipierter Räume im Herzen der jeweiligen Fächer, sogar in der Geschichtswissenschaft, angekommen ist, bedeutet das nicht, dass nationale Erzählungen ihre Bedeutung verloren haben. Dies gilt insbesondere in Staaten, deren Wissenschaftsverständnis traditioneller, das heißt der hermeneutischen Methode und dem Positivismus des 19. Jhs. verhaftet geblieben ist und wo eine national kodierte Geschichtspolitik historische Forschungen für durchschaubare aktuelle Zwecke missbraucht. Dies gilt in hohem Maße für Polen, wo es methodisch innovative Ansätze globaler Prägung, wie sie in der Zeit der Volksrepublik durchaus existierten und von außen wahrgenommen wurden – man denke an die Arbeiten von Marian Małowist oder Jerzy Topolski –, im 21. Jh. schwer haben. Auf der Grund-

lage eines solch traditionell-exkludierenden Geschichtsbilds ist es nicht weiter verwunderlich, dass jenseits der eigenen Staatsgrenzen lebende Landsleute fast ausschließlich als Teil einer verschworenen weltweiten Gemeinschaft, der sogenannten Polonia, wahrgenommen wurden. Das hat zugleich zur Folge, dass große Teile der globalen Mobilitäts- und Migrationsgeschichten von Polen unter interdisziplinären Vorzeichen bisher nicht bearbeitet worden sind.

Manchmal gelingt es freilich durch den Blick von außen, innovative Zusammenhänge herzustellen. In diesen Kontext gehört die vorliegende Studie des Afrika-Historikers Jochen Lingelbach, die aus einer an der Universität Leipzig verteidigten Dissertation hervorgegangen ist. In ihr setzte sich der Verfasser das Ziel, das komplizierte Beziehungsgeflecht zwischen kolonialer britischer Verwaltung, angesiedelten polnischen Vertriebenen und der ansässigen (schwarz-)afrikanischen Bevölkerung zwischen 1943 und 1950 nachzuzeichnen. Dabei benutzte Lingelbach Materialien aus Archiven in Frankreich, Großbritannien, den USA, Kenia und Tansania. Er wertete drei Zeitungen aus Nairobi aus und führte Zeitzeugengespräche mit indigenen Afrikanern.

Methodisch wie inhaltlich betritt der Verfasser dabei Neuland. Er gliedert seine Studie in fünf Teile. Zunächst blickt er auf den historischen Hintergrund der Situation, also die Frage, wie es passieren konnte, dass polnische Umsiedler, meist Angehörige der aus der Sowjetunion über den Iran in den Mittleren Osten gebrachten Soldaten der Anders-Armee, mit britischer Hilfe zeitweise in Afrika untergebracht wurden. Anschließend stellt er die